



RDB

Polo Hofer hat den Mundartrock nicht erfunden, er hat ihn massentauglich gemacht (Aufnahme von 1978).

Polo Hofer, vom Lungenkrebs gezeichnet, sang «Maa im schwarze Chleid», ein Lied über den Tod. Vor einem Jahr im Zürcher «El Lokal» war es, das Fernsehen zeichnete eine Hommage an Bob Dylan auf. Die Ergriffenheit im Saal rührte daher, dass Hofer sich, im Sitzen und mit brechender Stimme, zu einer letzten grossen Geste auffraffte, aber auch daher, dass das Publikum ahnte, was er selber wusste: Es würde sein letzter Auftritt als Sänger bleiben.

Als die Scheinwerfer erloschen und die Kameras ausgeschaltet waren, hockte er allein an einem langen Beizentisch. Rundherum Trubel, doch niemand wagte es, ihn anzusprechen. Der grösste Entertainer des Landes, mutterseelenallein, krank, einsam.

Anfang dieser Woche dann war es nur mehr eine Vollzugsmeldung: Polo Hofer gestorben. Dennoch gilt seither Staatstrauer. Fast jeder, der in der Deutschschweiz Musik macht, beruft sich heute irgendwie auf ihn. Jeder, vom Rapper bis zum Altbundesrat, weiss eine Anekdote zu erzählen. Und mit jeder Anekdote wird deutlicher: «Dr Polo» war jedermanns Spezi, wirklich gekannt hat ihn niemand.

Das letzte Interview, das man mit ihm führte, war ein Gespräch über Leben, Lieben und Sterben, über Sucht und Sühne. Hofer wollte die Abschrift absegnen und schickte sie mit einer einzigen Änderung zurück. Er wollte die erste Frage «Polo Hofer, es ist 14 Uhr, und Sie sind schon an Ihrer dritten Flasche Prosecco...» wahrheitswidrig abgeändert wissen in: «Es ist 15 Uhr, und Sie sind schon an Ihrer zweiten Flasche Prosecco...» So sehr er in Songs mit dem wilden Leben kokettierte - «Ds Läbe n isch läbesgfährlech» -, so sehr wollte er das Ausmass seines Konsums dann doch vernebeln.

Man erinnert sich, wie er für einmal nahbar gewesen war, sich ungezwungen gegeben hatte, zweiflerisch auch. Kaum war freilich nach einer Stunde eine Fotografin dazugestossen, hatte er genug Publikum, um wieder in seine Rolle zu schlüpfen. Er gab «den Polo». Er klopfte Sprüche, flotte und faule, er riss mit, er unterhielt. Dieser «Polo national» lauerte dem privaten Hofer daheim in Oberhofen gleich unter der Haustür auf: Dort hatte es einen kleinen Kiosk, und ein gelber Aushang wie «Polo: Krebs!» war das Erste, was er am Morgen zu Gesicht bekam. Der Mann wurde seine öffentliche Rolle nicht los. Es war sein Verhängnis. Hofer hatte dem Land so viele Lieder geschenkt, die Volksgut geworden waren, dass jeder ihn als persönlichen Kumpan betrachtete. In Stammlokalen wie dem «Pyrénées» und der «Mühle Hunziken» konnte man zuweilen beobachten, wie er sich, in eine Ecke verdrückt, gleichsam Mut antrank. Bis er sich nach einer Weile unter die Leute mischte und gleich in den Mittelpunkt stellte: launig den Conférencier gab, Witze erzählte, Possen riss. Er meinte, das werde von ihm erwartet, er war gefangen in seiner Rolle.

Wie konnte ein «Haschbruder» aus Interlaken überhaupt zum beliebtesten Schweizer werden? Polo war ein Medium, das Volkes Empfindungen umsetzte. Eigentlich hätte er den Linken zu kommerziell und zu populär sein müssen, den Rechten zu versifft und zu verkiff. Doch irgendwie mochten ihn alle, wurde er für mehrere Generationen zum Begleiter. Das hatte mit seinem

Fortsetzung Seite 49

Der Chilbirocker

Seine Lieder sind Volksgut, er war öffentliches Eigentum. Doch Polo Hofer (16. 3. 1945 – 22. 7. 2017) liess kaum jemanden wirklich an sich heran. Alle diese Woche verfassten Hymnen auf das Werk des grössten Entertainers, den die Schweiz je hatte, hätte er mit einem Eigenzitat kommentiert: «I bi nid dr Johnny Cash». **Von Bänz Friedli**

Sommer-Romane
Fünf Lesetipps für
die Ferien **48**

Festival Locarno
Ein Godard-Film
endlich im Kino **51**

Online-Auktionen
Warum Kunsthandel
im Internet harzt **52**

Kultverdächtig
Der neue Film
«Baby Driver» **53**



Polo Hofer setzte die Empfindungen des Volkes um. (Zürich, 27. Juli 2002)

Der Chilbirecker ...

Fortsetzung von Seite 47

Gespür für den richtigen Zeitpunkt zu tun. Hofer wusste, wann ein Thema reif war. Er hat den Mundartrock nicht erfunden. «Die wirklich nachhaltigen Werte unserer Gesellschaft sind: Marktwert und Unterhaltungswert», kalauerte er auf seiner eigenen Website. Als Spross einer Familie, die einen Modeladen betrieb, hatte er Geschäftssinn. Das zeigte sich bereits 1976 in seinem ersten grossen Hit, «Kiosk», in dem er die bürgerliche Warte einnahm und sich über seinesgleichen lustig machte: «Da chunnt so n e wilde Hippie mit gflickte Hosebei ...» Jahrzehnte später verkehrte er den Text seines eigenen Liedes «Hopp Schwiz», das ursprünglich Landschaftsverchandlung und Bankgeheimnis kritisiert hatte, für eine Fussball-Endrunde ins reaktionäre Gegenteil: dem Erfolg zuliebe.

Wobei Hofer immer schon auf den Mainstream zielte, es war sein Erfolgsgeheimnis und seine künstlerische Limitierung. «Die wirklich nachhaltigen Werte unserer Gesellschaft sind: Marktwert und Unterhaltungswert», kalauerte er auf seiner eigenen Website. Als Spross einer Familie, die einen Modeladen betrieb, hatte er Geschäftssinn. Das zeigte sich bereits 1976 in seinem ersten grossen Hit, «Kiosk», in dem er die bürgerliche Warte einnahm und sich über seinesgleichen lustig machte: «Da chunnt so n e wilde Hippie mit gflickte Hosebei ...» Jahrzehnte später verkehrte er den Text seines eigenen Liedes «Hopp Schwiz», das ursprünglich Landschaftsverchandlung und Bankgeheimnis kritisiert hatte, für eine Fussball-Endrunde ins reaktionäre Gegenteil: dem Erfolg zuliebe.

Hofer konnte warten, wenn ihm eine Stellungnahme noch nicht opportun erschien. Manche nannten ihn feige, als er sich 1989

partout nicht zur Armeeabschaffungsinitiative äussern wollte. Später erst sang er: «I ha tröimt, d Armee syg abgeschafft worde.» Es war seine Qualität und seine Krux, dass er es allen recht machen wollte. Man erinnert sich, wie er einem im Tonstudio ein neues Album vorspielte und fortlaufend kommentierte: «Hier noch ein Song für die «Hündeler», dann einer für die Hausfrauen, einer für die Städter ... Weissst du, ich bin ein KMU, ich muss schauen, dass das Budeli läuft.»

Er war kein wirklicher Pionier, kein musikalisches Genie. Er war ein Mehrheitsfähiger. Seine grössten Hits stammten von Little Feat, Marc Cohn, Bob Dylan, Mani Matter, Margaret Lewis und Myra Smith. Und er hielt sich im Geschäft, obschon seine eigenen unsterblichen Lieder schon dreissig, vierzig Jahre alt waren: «D Rosmarie und i», «Im letschte Tram», «Di gfallene Ängel».

Ein kultureller Mittler war er. Wenn ihn etwas begeisterte, teilte er dies mit. Unvergessen, wie oft er einem in einem Kellerlokal an der Berner Spitalgasse, dem Plattenladen

Polo Hofer war kein wirklicher Pionier, kein musikalisches Genie. Er war ein Mehrheitsfähiger. Ein kultureller Mittler.

Geld und Träume

1976

Als Spross einer Familie, die einen Modeladen betrieb, hatte er Geschäftssinn. Das zeigte sich bereits in seinem ersten Hit, «Kiosk», in dem er die bürgerliche Warte einnahm und sich über seinesgleichen lustig machte.



1989

Hofer konnte warten, wenn ihm eine Stellungnahme noch nicht opportun erschien. Manche nannten ihn feige, als er sich partout nicht zur Armeeabschaffungsinitiative äussern wollte. Später erst sang er: «I ha tröimt, d Armee syg abgeschafft worde.»

2016

Das Schweizer Fernsehen zeichnet eine Hommage an Bob Dylan auf. Polo Hofer singt «Maa im schwarze Chleid», ein Lied über den Tod. Es war sein letzter Auftritt als Sänger.



«BeBop», LP in die Hand drückte: «Muesch lose!» Und man kaufte sie blindlings: The Neville Brothers, The Subdudes, The Radia-tors, all die Südstaaten-Bands.

Andererseits tat es weh, mit wie wenig er sich zufriedengab. Seine Dylan-Übersetzungen waren meist zu wörtlich, den Elvis-Titel «Always On My Mind» übernahm er, statt das englische Original zu übersetzen, aus Bequemlichkeit von André Hellers österreichischer Adaption «Wie mei Herzschlag».

Es schmerzte, zusehen zu müssen, wie er immer wieder zurücktrat und dann doch auf die Bühnen zurückkehrte, wie er mit mediokren Begleitmusikern tingelte, statt sich der ganz grossen künstlerischen Herausforderung zu stellen. Hofer, belesen und informiert, konnte im persönlichen Gespräch brillieren; er wollte stets auf der Höhe des Gegenübers sein. Immer öfter aber umgab er sich mit Jasagern und Mitläufern, jastete er mit Schulter- und Schenkelklopfern. Bei ihnen war er der Grösste. Dass er viele wahre Freunde hatte, ist zu bezweifeln. Und von seiner zweiten Ehefrau Alice war Hofer bald besser, bald schlechter beraten. Schlechter, wenn er dem eigenen Ruf mit Auftritten an Veranstaltungen wie «30 Jahre Shoppyland Schönbrühl» schadete. Und die pseudoerotischen Druckgrafiken, die er ausstellte, waren bloss kunsthandwerklicher Kitsch.

Zuletzt kannte jedes Kind den Text von «Alperose» auswendig, nur der Autor nicht mehr: Peinlich anzuschauen, wie er ihm während einer Jass-Sendung entfiel. Und just, als die TV-Nation ihn als ihren Beliebtesten auszeichnete, als «Schweizer des Jahres», machte Hofer sich unbeliebt: weil ruchbar wurde, dass er für die Preisverleihung, wie schon beim «Swiss Music Award» für sein Lebenswerk, viele tausend Franken Gage verlangt hatte. Auch der Zerfall geschah öffentlich. Schliesslich konnte Hofer nicht anders, als sich auch noch beim Sterben zuschauen zu lassen, «Glückspost», «Blick» und «Telebärn» reportierten.

Musikjournalisten waren sich stets einig, dass Hofer seine besten Songs nie geschrieben, sein Potenzial nicht ausgeschöpft habe. Das grosse Alterswerk im Stil eines Johnny Cash, das die Kritik schon fast beschwörend erwartete und zu dem Musikerkollege Hank Shizzoe ihn vergeblich drängte, blieb aus. Hofer sagte nur: «I bi nid dr Johnny Cash», und nahm drei, vier weitere beliebige Alben auf. Und vielleicht müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass er genau das war: der Chilbirecker, als den er sich selber gern bezeichnete, und nicht der Blueser mit den existenziellen Abgründen, der philosophischen Tiefe. Wobei: Hätte er dann je Lieder wie «Fellini-Nacht» und «Silbernadel» geschrieben? Hofer konnte, wenn er wollte.

«Lasst ihn in Ruhe, er ist schwer krank», war einem eingeschärft worden, vor einem Jahr in Zürich. Hofer wollte unbedingt dabei sein, wenn die Schweizer Musikszene dem Übervater Bob Dylan die Reverenz erwies. Und er tat einem leid, wie er nun so allein inmitten der Menschenmenge vor einem Glas Wein sass. Man ging zu ihm hin und sagte, sein Auftritt sei sehr bewegend und beeindruckend gewesen, grosses Kompliment! «Chasch de du das beurteile?», raunte er nur zurück, «versteich du überhaupt öppis vo Musig?» Hofer tat, was er immer getan hatte, er verletzte, um sich selbst zu schützen. Nähe? Wollte er nicht zulassen.

Und nun tat er einem noch ein bisschen mehr leid.